Anja Röhl

Heimweh

Verschickungskinder erzählen

Psychosozial-Verlag

Anja Röhl

Heimweh – Verschickungskinder erzählen

Sachbuch Psychosozial

Anja Röhl

Heimweh

Verschickungskinder erzählen

Mit einem Vorwort von Silke Birgitta Gahleitner

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Originalausgabe
© 2021 Psychosozial-Verlag, Gießen
E-Mail: info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlagabbildung: Foto antica con bambino © blantiag/Adobe Stock
Umschlaggestaltung & Innenlayout nach Entwürfen
von Hanspeter Ludwig, Wetzlar
Satz: metiTec-Software, me-ti GmbH, Berlin
www.me-ti.de
ISBN 978-3-8379-3117-4 (Print)
ISBN 978-3-8379-7808-7 (E-Book-PDF)

Inhalt

Traumafolgen ernst nehmen 11
Ein Vorwort
Silke Birgitta Gahleitner

Eine Hölle 15
Jürgen

Wie mag das Leben des kleinen Guido verlaufen sein? 29
Wolfram

Die Angst und die Präsenz des Todes 35
Christine

Der Borkum in die Luft sprengen wollte 43
Robert

Macht man nicht mehr, oder? 53
Valerie

Das Schaukeln mache ich jetzt noch manchmal 59
Kati

Gestopft wie eine Weihnachtsgans 69
Sabine

Eingewickelt wie in einen Teppich 79
Detlef

Es ist hier zum Totgehen 87
Jane

Seit ich da unten im Keller war 101
Helga

Die Grausamkeiten, die man mir antat, haben meine Kindheit zerstört 119
Margret

Wenn wir »mussten«, haben wir gelitten 125
Karin

Die haben mich nicht erkannt 133
Brigitte

Ich wollte zum Staat gehen und das melden 143
Juliane

Ich wollte den Staffelsee austrinken 153
Renée

Wehr dich doch, wehr dich doch! 163
Holger

Ein namenloses Grauen 171
Katrin

Sie sind mit uns umgegangen wie mit einer widerspenstigen Herde 181
Heidi

So als ob wir keine Menschen wären 187
Ursula

Das macht man nicht mal mit Sträflingen 193
Volker

Meine späte Wiederkehr 203
Hans-Jürgen

Du bist ja noch ein solches Baby 211
Anja

Wie viele Suizide gab es noch? 221
Rolf

»Der Mensch stirbt nicht vom Gift,
der Mensch stirbt nicht vom Tod,
er stirbt vor lauter Todesangst,
er stirbt, wenn man ihm droht.«

Arik Brauer

Traumafolgen ernst nehmen

Ein Vorwort

Die Heim- und »Fürsorge«-Erziehung hat in den 1940er bis 1970er Jahren in der damaligen BRD und bis 1989 in der ehemaligen DDR Kinder und Jugendliche nicht nur in ihren Menschenrechten verletzt, sondern auch manifeste Folgeerscheinungen für Betroffene verursacht. Dem gesellschaftlichen Umgang mit der Situation ehemaliger Heimkinder kam und kommt daher eine wichtige Bedeutung für den individuellen wie kollektiven Verarbeitungsprozess zu. Erste Schritte in diese Richtung sind gegangen worden, auch wenn es hier noch viel zu tun gibt. Dass ähnliche Menschenrechtsverletzungen auch zahlreiche Kinder und Jugendliche betreffen, die zwischen den 1950er und 1990er Jahren auf kinderärztliches Anraten und auf Kosten der Krankenkassen ohne Eltern zur »Erholung« verschickt wurden, ist noch weitgehend unbekannt. Während der mehrwöchigen Aufenthalte an der See, im Mittelgebirgsraum oder im Hochgebirge sollten Kinder Kraft schöpfen und Gesundheit erlangen.

Die Realität jedoch sah häufig völlig anders aus: Aus der Hoffnung, das Kind möge zunehmen, resultierte am Ende für viele ein Gewichtsverlust. Wer eigentlich keine Krankheit hatte, kam krank zurück. Aus sicheren Kindern wurden während des Aufenthalts verunsicherte und verängstigte. Die erlebte Gewalt reichte von einem restriktiven Erziehungsstil über Demütigungen bis hin zu physischer Gewalt inklusive sexuellen Missbrauchs. Hier wurden nicht junge Persönlichkeiten gestärkt, hier wurden Kinder »gebrochen« – und das lag im Sinne der häufig noch nationalsozialistisch geprägten Erziehungsideologie auch durchaus im Bereich des Gewollten.

Dass die Betroffenen zum Teil bis heute an den Folgen des rigiden und gewalttätigen Erziehungsstils und der erfahrenen Gewalt leiden,

hat Anja Röhl bereits in ihrer ersten und bahnbrechenden Veröffentlichung *Das Elend der Verschickungskinder – Kindererholungsheime als Orte der Gewalt* aufgezeigt. Sie hat zu diesem Zweck umfangreiche Recherchen und erste Forschungsbemühungen zusammengetragen und macht damit nicht nur das Ausmaß – wir sprechen hier von acht bis zwölf Millionen Kindern in Westdeutschland im Alter von zwei bis zehn Jahren zwischen 1950 und 1990 –, sondern auch die Breite an entstandenen Verletzungen sichtbar, bis hin zu den Hintergründen des damaligen Erziehungsverhaltens und der systematischen Gewaltanwendung gegen Kinder. Das Buch ist ein erster großer Schritt zur Aufarbeitung eines bisher unerforschten Bereichs der westdeutschen Nachkriegsgeschichte und zur Anerkennung des Leids Betroffener. Anja Röhl macht damit das Elend der Verschickungskinder öffentlich und nimmt die Träger ehemaliger Verschickungsheime in die Verantwortung.

Dem vorliegenden zweiten Buch von ihr zu diesem Thema gelingt auf dieser Basis eindrucksvoll, den von der Kinderverschickung Betroffenen authentisch eine Stimme zu geben. Es bietet auf eine bewegende und berührende Art und Weise eine detailreiche biografische Vertiefung des ersten Buches. Anja Röhl hat dafür in Tonbandprotokollen lange Gespräche mit Betroffenen aufgezeichnet und sie erzählen lassen. Anhand der Erzählungen geht sie 23 Einzelschicksalen nach. Anschaulich wird dabei, wie gravierend die damaligen Erfahrungen für die Kinder waren und dass diese bis heute ins vorangeschrittene Erwachsenenalter nachwirken. Es wird plastisch, warum diese vier, sechs oder acht Wochen so traumatisch gewirkt haben können und auf welche Weise diese Kinder die Erfahrungen als einen belasteten, nicht selten aber auch unerträglichen Rucksack in ihren weiteren Lebensverlauf mitgenommen haben. Selbstverständlich sind die daraus entstandenen Erlebnisse und Verletzungen jeweils höchst subjektiv und auch sehr unterschiedlich. Aber dass es unter diesen Erfahrungen eine Reihe sehr restriktive, gewalttätige, verletzende gegeben hat, das ist nicht (mehr) infrage zu stellen.

In diese Zusammenhänge gibt das vorliegende Buch von Anja Röhl auf eine lebendige Weise Einblick. Auf der Basis der Recherchen, Da-

ten und Fakten des ersten Buches kann man in dem vorliegenden anhand der konkreten Lebensberichte in die Tiefe biografischer Erfahrungen und deren Auswirkungen und Bewältigung eintauchen und erhält ein Gefühl für das Ausmaß der Verletzungen. Kann man also rückblickend nichts anderes als erschüttert sein? Hier wirkt, so muss man feststellen, eine restriktive, gewalttätige und geradezu militaristische Grundhaltung aus dem Nationalsozialismus und noch von weit vorher aus den Ursprüngen der »Schwarzen Pädagogik« fort, und das alles innerhalb einer »öffentlichen« Infrastruktur, die die Kinder aus tendenziell jeder deutschen Familie »rekrutierte«. Erschüttert sein und die Betroffenen alleinlassen wäre hier sicher zu wenig!

Jill Stauffer hat in ihrem 2015 erschienenen Buch *Ethical Loneliness* für Betroffene von Menschenrechtsverletzungen eine Begrifflichkeit geprägt, um für das »umfassende Verlassenheitsgefühl und für die toxische Einsamkeit zu sensibilisieren sowie für den Verlust des Vertrauens, je wieder Teil einer von Mitmenschlichkeit geprägten Gesellschaft sein zu können« (S. 15). Von Gewalt Betroffene sind auf »Mitmenschen angewiesen, welche ihre Geschichten als Zuhörer bezeugen, da-bleiben und sich damit nicht als überfordert zeigen«, schreibt Stauffer. Aufarbeitung benötigt daher ein Aufbrechen des Schweigens, das sie häufig begleitet. Aufarbeitung ist damit nicht gleichzusetzen mit einer bloßen Dokumentation der Ereignisse einerseits und der individuellen Therapie von Betroffenen andererseits, sondern ist vielmehr mit der Aufgabe verbunden, die institutionellen und gesellschaftlichen Strukturen zu beleuchten, die die Gewalt begünstigt und ermöglicht haben – damals und auch heute noch!

Die Reaktion des gesellschaftlichen, medialen und professionell-fachlichen Umfelds auf das erlittene Unrecht hat daher eine sehr große Bedeutung für die Bewältigung des Geschehenen. Hier müssen Alternativerfahrungen zur erlebten Gewalt ermöglicht werden. Denn selbst den eigenen Eltern trauten diese Kinder nach den Aufenthalten oft nicht mehr. Es gibt zwar keine Wiedergutmachung in diesem Sinne, aber es gibt Möglichkeiten, sich aufrichtig mit dem Leid der Betroffenen auseinanderzusetzen und ihre Bewältigungsleistungen anzuerkennen, denn: »Anerkennen kann man nur, wenn man verstanden

hat«, betonten jüngst Cornelia Helfferich, Adrian Etzel und Maria-Andrea Winter auf der Tagung *Sprechen hilft* im März 2021. Nur dann kann es zumindest zu einzelnen Schritten einer Aufarbeitung erfahrenen Leids kommen. Zu diesem Anliegen trägt das Buch von Anja Röhl tatkräftig bei und ich wünsche ihm viele interessierte, erschütterte und im Anschluss mutige, tatkräftige Leserinnen und Leser, die ihre »Geschichten als Zuhörer bezeugen« und »da-bleiben«.

Silke Birgitta Gahleitner
Frühjahr 2021

Literatur

Helfferich, Cornelia, Etzel, Adrian & Winter, Maria Andrea (2021). Die Leistung zu leben – Qualitative Ergebnisse der Studie und eine Kommentierung aus der Betroffenenperspektive. Vortrag bei der Abschlusstagung der Unabhängigen Beauftragten für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs (UBSKM) »Sprechen hilft? Rückblick auf die Kampagne der ersten UBSKM nach 10 Jahren«, 09.03.2021 (virtuell). Berlin: UBSKM. https://www.uniklinik-ulm.de/fileadmin/default/Kliniken/Kinder-Jugendpsychiatrie/Dokumente/5_Praesentation_Qualitativ_Leistungleben_Helfferich_Etzel.pdf (04.04.2021).

Stauffer, Jill (2015). *Ethical loneliness. The injustice of not being heard*. New York: Columbia University Press.

Eine Hölle

Jürgen

Meine Mutter war im »Haus Schmalensee« angestellt als Hilfsköchin, als Putzkraft und als »Tante«, inoffiziell aber auch als Vertrauensfrau für die Kinder. Sie wurde Zeugin von Fahrlässigkeit und Unterlassung von Hilfe gegenüber den Schutzbefohlenen durch die Tanten sowie sogar von Übergriffen auf Sechs- und Siebenjährige durch die Heimbetreiberin. Im Alter von vier und fünf Jahren war ich etwa ein Jahr Dauergast in den Gruppen und hatte einen »Aufenthaltsstatus als Sohn der Köchin«.

Jürgen war der Sohn der im Haus Schmalensee angestellten Ines M. und verbrachte als Fünfjähriger mehr als ein Jahr seine Tage als Dauergast im Haus. Das Kinderheim Schmalensee war in Mittenwald, die Heimleiterin hieß Agnes Häußler.

Meine erste Erinnerung ist gleich eine sehr schlimme, vielleicht habe ich sie mir deshalb so gut gemerkt: Es war im Jahr 1972, da hatte meine Mutter bei der Heimbetreiberin Agnes Häußler ein Vorstellungsgespräch. Sie wollte als Hauswirtschafterin anfangen. Zu dem Zeitpunkt war ich vier Jahre alt und meine Mutter hat mich zu diesem Gespräch mitgenommen, weil sie damals noch keine Unterbringung für mich hatte. Mein Vater war sehr häufig nicht zu Hause, er war Soldat bei der Bundeswehr, bei den Edelweißsoldaten, weit weg, sie war also meistens allein mit mir.

Wir standen im Foyer, und ich höre noch genau, wie die große fremde Frau sagt: »Ich zeige Ihnen dann mal das Gebäude!« Und: »Den Kleinen können wir ja hierlassen.« Daraufhin klammerte ich mich an meine Mutter und sagte: »Ich will …« Weiter kam ich nicht, denn

sofort bekam ich eine kräftige Ohrfeige von dieser Frau. Mir rauschte der Kopf. Es tat weh, ich wusste nicht, was passiert war und warum, und fand mich am Boden wieder.

Erschrocken brachte mich meine Mutter in einen Raum mit Micky-Maus-Heften. Ich sollte da ruhig sitzen bleiben. Meine Mutter war selbst erst 20 Jahre alt, sie brauchte den Job und sie hatte Angst. Danach musste sie zu der Frau zurück und irgendwo etwas zur Probe arbeiten. Es dauerte lange, sie kam nicht mehr wieder. Ich saß unter dem Schock der Ohrfeige wie erstarrt vor den Micky-Maus-Heften. Nach einer Weile lief ich vorsichtig raus und durch die Flure und suchte sie. Als ich sie in einem Raum schließlich fand, stickte sie an einem Tisch sitzend etwas. Erschrocken sah sie hoch. Wieder stand die Heimbetreiberin hinter ihr. Ich hob an zu sprechen und sagte erneut: »Ich will …«, und wollte wieder fortfahren mit: »doch nur bei meiner Mama bleiben!«, aber wieder wurde ich von einer heftigen Ohrfeige getroffen. Meine Mutter kam zu mir gerannt. So ging es noch ein paar Mal, und die Heimleiterin erklärte ihr Verhalten schließlich meiner Mutter gegenüber damit: »Wenn ich schon höre, dass ein Kind ›Ich will!‹ sagt. Das hat kein Kind zu sagen!«

Meine Mutter war eingeschüchtert, aber sie bekam den Job, das heißt, sie hatte dort eigentlich mehrere Jobs. Mich nahm sie meistens mit, denn sie wollte mich nicht allein zu Hause lassen.

In diesem Heim verbrachte ich anfangs meine gesamte Zeit, später, als ich in den Kindergarten gekommen war, nur die Nachmittage. Ich war eineinhalb Jahre zusammen mit meiner Mutter in dem Heim. Sie war froh darüber, dass sie mich mitnehmen durfte.

Noch am Abend des ersten Tages, als ich die Ohrfeigen bekommen hatte, erhielt meine Mutter einen Anruf, dass die Hauptköchin des Heimes ausgefallen sei, und ob sie für sie einspringen könne. Meine Mutter hatte sich dort gar nicht als Köchin beworben, aber von da an musste sie auch als Köchin arbeiten. Die Hauptköchin hat meine Mutter nie mal zu Gesicht bekommen. Die blieb verschwunden. Meine Mutter musste also, als ungelernte Köchin und ohne irgendeine Einweisung bekommen zu haben, die Arbeit der Hauptköchin übernehmen.

Ich kann mich genau an den nächsten Tag erinnern: Um fünf Uhr früh wurde ihr gesagt, sie solle für 160 Kinder Spaghetti mit Tomatensauce kochen. Ich weiß es noch genau. Wir sind ganz früh aufgestanden. Man schickte uns ein Taxi, das uns abholte. Ich sehe mich dann zwischen den riesigen Töpfen und Schüsseln herumlaufen. Überall war es dampfig und heiß und ein erstickender Geruch herrschte.

Ich war natürlich auch bei dem Essen mit dabei. Das war für meine Mutter eine gute Sache, denn dadurch war ich auch essensmäßig mitversorgt. Zum Essen saßen wir in dem großen Raum. Meine Mutter und ich durften mitessen. Ich sehe die Kinder an langen Holztischen sitzen. Sie saßen eingeschüchtert, stumm und wie aufgereiht da. Ich wurde keiner Gruppe zugeordnet. Die meisten waren älter als ich, einige schon Schulkinder. Ich lief dann mit einer Gruppe mit, in der die Kinder nur wenig älter waren als ich. Man zeigte auch auf einige abseits Sitzende und sagte mir: »Von denen musst du dich fernhalten.«

»Warum?«, fragte ich.

»Na, die sind ein bissl böse.«

Ich bin dann gleich zu irgendwelchem Sport mitgegangen. Wir spielten Stockfußball mit so einem Waschlumpen, den mussten wir durch zwei Stühle durchkicken. Dabei musste ich mich gleich behaupten. Ich hatte auch vorher schon immer mal wieder, wenn ich in eine fremde Kindergruppe gekommen war, so ein komisches Mobbinggefühl. Hier, wo es nun so unsagbar viele Kinder gab, war es ganz stark so, deshalb musste ich mich gleich behaupten lernen. Mein Vorteil war, dass ich sportlich, wendig und schnell war. Ich weiß noch, dass ich gleich ein Tor geschossen habe – allerdings war das ein Eigentor, denn ich hatte die Abmachungen verwechselt, welche Gruppe auf welches Tor schießen musste. Die Betreuerin hat dann allen gesagt, dass das ja nun gar kein richtiges, sondern nur ein Eigentor gewesen sei, dass es also nicht galt. An ein paar Vorfälle kann ich mich genau erinnern – meist mit einem blöden Gefühl. Ich bin auch auf Wanderungen mitgegangen und manchmal ist meine Mutter ebenfalls mitgegangen.

Zwei Jahre hat meine Mutter dort gearbeitet. Ich habe es da aber nur eineinhalb Jahre ausgehalten, dann habe ich irgendwann gesagt: »Ich möchte in diese Hölle nicht zurück!« Ich habe da viele Sachen

mitbekommen! Das hat mich sehr beschäftigt. Schrecklich war das. Ich habe auch psychosomatisch reagiert. So erreichte ich es, dass ich das letzte halbe Jahr an den Nachmittagen allein zu Hause bleiben durfte.

Meine Mutter ist tatsächlich auch manchmal als Aufsichtsperson mitgegangen. Vielleicht sogar um in meiner Nähe zu sein, weil sie längst gesehen hatte, wie es mir ging. Sie ist eigentlich ein herzensguter Mensch, und wenn sie die Kinder gesehen hat, wie die weinten, dann ist sie zu ihnen hingegangen, hat gefragt, was denn los sei. Deshalb ist sie manchmal eben auch mitgegangen bei den Wanderungen. Sie war eine Art Pseudotante. Putzen musste sie aber auch noch den ganzen Nachmittag. Sie war dort also Köchin, Pseudotante und Putzfrau in einem der Häuser. Manchmal hat sie auszugleichen versucht, was da angerichtet worden war von den eigentlichen Tanten. Vielleicht hat sie sich auch als Pseudotante engagiert, weil sie dann bei mir bleiben konnte.

Auf einer dieser Wanderungen habe ich einen richtigen Schock bekommen, sodass ich anschließend gesagt habe, ich ginge da nicht mehr mit hin, lieber würde ich allein zu Hause bleiben.

Es gab da einen Jungen, der hatte lange blonde Haare. Das war 1972, da gab es manchmal solche Jungen. Der hat sich geweigert, sich die Haare schneiden zu lassen. Frau Häußler ist dann eingeschritten und hat gesagt: »Dann kriegt er einen Zopf.« Sie hat ihn vor sich hingesetzt und ihm vor allen zur Abschreckung einen ganz strengen, nach hinten gebundenen Zopf geflochten, als Züchtigung. Meine Mutter weint heute noch, wenn sie von diesem Erlebnis erzählt. Sie hat den Zopf wirklich so streng und hart nach hinten gebunden, dass sich seine Gesichtshaut dermaßen spannte, dass sich sein Gesicht verzerrte und ihm die Augen aus den Höhlen traten. Er hat geschrien! Es war grauenvoll, das mitzuerleben. Danach war es dort nur noch eine Hölle für mich. Ich habe das auch als kleiner Junge schon gesagt: »Das ist da eine Hölle!«

Das zweite schlimme Erlebnis ist auf einer Wanderung passiert. Man ist da immer zum Schmalensee gewandert. Das waren so eine Art militärische Durchhalteübungen für Fünfjährige: Es gab kein Wasser, es gab kein Essen auf diesen Märschen, es ging über Berg und Tal, oft in

der prallen Sonne ohne jeden Schatten. Wir mussten also in der größten Hitze gehen und stehen. Einer der Jungen hatte Herzprobleme. Er hat die Tanten darauf hingewiesen, dass er längere Wanderungen nicht mitmachen könne. Er war sogar medikamentös darauf eingestellt. Vermutlich war er sogar genau deshalb dort. Er hat dann geweint dort im Ess-Saal und hat sich an meine Mutter gewandt, aber da kam Frau Häußler vorbei und hat befohlen: »Der Junge kommt mit!« Es half nichts. Der Junge hat nur noch geweint. Frau Häußler hatte kein Mitleid, sie war eiskalt.

Auf dieser Wanderung haben sich die Erzieherinnen und meine Mutter nach Kräften um ihn gekümmert. Ich erinnere ein Bild, als sie an einem Bergbach neben ihm standen. Er weinte mit hochrotem Gesicht. Sie haben versucht, ihm Schatten zu spenden, aber es half nichts, er hatte ein hochrotes Gesicht, schnappte nach Luft und kam vollkommen fertig am Ende wieder an. Ich spürte die ganze Wanderung über, wie sehr die Tanten und meine Mutter wirklich um sein Leben fürchteten. Danach brach er mit hohem Fieber zusammen. Alle fragten sich, was nun mit ihm geschehen solle. Aber es war dort so: Es war den Tanten nicht erlaubt, mit Frau Häußler einfach so zu sprechen, sie war ja meist in ihrer Villa, abseits des Gebäudes, residierte da, kam nur ab und zu vorbei, zur Kontrolle. Sie war also gar nicht da, als wir ankamen, und niemand traute sich, zu ihr rüberzugehen.

Schließlich ist meine Mutter, die oft auch in der Villa kochen musste, zu ihr gegangen und hat sie inständig angefleht, dass man was unternehmen müsse, sonst würde der Junge sterben. Aber Frau Häußler hat sich nicht erweichen lassen, hat nichts unternommen. Sie soll mit dem Satz geantwortet haben: »Na, dann machen Sie doch etwas, wenn Sie unbedingt wollen!« Daraufhin haben die Tanten den Sohn der Frau Häußler ausfindig gemacht und angerufen, der Medizinstudent war. Der hat dann den Rettungswagen gerufen. Auf der Pritsche des Rettungswagens hat der Junge zu meiner Mutter gesagt: »Frau S., Sie haben mir das Leben gerettet!« Das erzählt meine Mutter noch heute unter Tränen.

Auch ich hatte dort mal einen Fieberschub, eines Abends war es, es ging ganz schnell, das ist mir mehrmals dort passiert, bestimmt

aufgrund des ewigen Mitlaufens und langen Bleibens am Abend. Vermutlich hatte ich da auch Schlafmangel.

Bei einer anderen Wanderung hatte ich auch ziemlich Angst, weil das Wetter ganz plötzlich umschlug. Da waren wir also zum Schmalensee gelaufen und meine Mutter hatte noch gewarnt, die Kinder sollten aus dem Wasser kommen, weil sie schon gesehen hatte, dass das Wetter umschlug. Die mitgekommenen anderen Tanten sind dann schnell zurückgelaufen. Meine Mutter blieb als Letzte bei einigen Kindern, die noch im Wasser geblieben waren. Sie allein hat sich verantwortlich gefühlt, die Kinder heil nach Hause zu bringen. Es regnete und donnerte und blitzte. Völlig durchnässt kamen wir alle zu Hause an. Danach hat meine Mutter einen Nervenzusammenbruch erlitten. Ich weiß es noch, ich war dabei. Im Keller gab es einen Hausmeister, der hat sie umarmt und getröstet, hat ihr gesagt: »Ines, das vergisst du jetzt alles.«

Anschließend hat sie eben weitergearbeitet. Sie sparte mit meinem Vater zusammen auf ein eigenes Häuschen. Das wusste Frau Häußler, deshalb konnte sie sie auch so sehr ausnutzen, ihr immer doppelte und dreifache Arbeit aufdrücken. Meine Mutter weiß bis heute nicht, ob sie da überhaupt offiziell angemeldet war. Außerdem mussten meine Eltern beide nachts noch manchmal Malerarbeiten für Frau Häußler ausführen, vollkommen irre. Auch da war ich immer dabei. Nachts. Meiner Mutter wurde von Frau Häußler sogar angeboten, das Heim mit ihr zusammen zu führen, wahrscheinlich weil sie so gut auszunutzen war. Als Gegenleistung versprach sie ihr, dass sie meinen Eltern einen Bauplatz und ein Haus zur Verfügung stellen würde. So bekam sie immer mehr Macht über meine Mutter. Es sollte ihr immer schwerer fallen, dort wieder aufzuhören. Oft hat meine Mutter Frau Häußler auch in ihrer Villa privat bekochen müssen. Dabei spielten auch deren Hunde eine Rolle.

Frau Häußler hatte drei Hunde, drei Schäferhunde. Diese hatten jeweils mehrere Fressnäpfe, das waren so zerbissene Kunststoffteller. Zehn Stück gab es davon. Sie standen auch in der Küche, in der meine Mutter für die Kinder kochte. Manchmal, wenn die Teller für die Kinder nicht ausreichten, weil dort oft Überbelegung war, musste mei-

ne Mutter die Hundefressnäpfe an die Kinder austeilen. Ja, die Kinder mussten aus diesen zerbissenen Tellern ihre Suppe essen. Ich habe immer gedacht, dass diese Teller für die bösen Kinder seien. Man hat mir ja oft gesagt: »Das sind die Bösen«, und dann wurde auf einige ältere Kinder gezeigt, die gerade irgendwo abseits saßen. Ich zitterte vor Angst, ebenfalls eines Tages als böses Kind bezeichnet und bestraft zu werden.

Neben Frau Häußler gab es noch Heimleiter. Das waren Verwaltungsleiter, die sich wohl um das Kaufmännische kümmerten. In der Zeit, in der ich dort mitlief, gab es einmal einen solchen Mann, der hat Lebensmittel, die eigentlich für die Kinder waren, an seine Verwandtschaft verscherbelt. Den hat Frau Häußler dann entlassen. Irgend so eine Gelegenheit war es wohl auch, als sie meiner Mutter anbot, das Heim mit ihr zusammen zu führen. Das hat meine Mutter in einen heftigen Konflikt gebracht, denn sie litt so unter der Grausamkeit der Häußler gegenüber den Kindern und auch gegenüber dem Personal. Sie konnte sich allerdings gegen sie nicht wehren. Noch heute weint meine Mutter darüber, was sie alles dort hat mitansehen müssen und wie hilflos sie sich damals oft gefühlt hat. Mit so einer Frau zusammen dieses Heim führen, das wollte sie natürlich nicht. Obgleich sie überlegt hat, ob sie es nicht für die Kinder dann etwas besser machen könnte. Aber es wurde nichts daraus. Meine Mutter ging dann bald auch von dort weg.

Das war vor allem wegen der Hunde. Die Hunde liefen öfter frei herum, obwohl die »scharf« waren. Meine Mutter fragte mich später einmal: »Weißt du nicht mehr, was für eine fürchterliche Angst du vor diesen Hunden gehabt hast?« Aber ich erinnere mich nicht daran. Manchmal gingen diese Hunde auf die Kinder los oder wurden sogar absichtlich von Frau Häußler auf sie losgelassen. Jedenfalls verbissen sie sich manchmal an ihnen, das war so schrecklich. Sie gingen auch auf Menschen los. Meine Mutter hatte Angst vor ihnen. Noch heute ist sie entsetzt darüber und weint sofort, wenn sie davon erzählt.

Jeden Abend musste meine Mutter irgendwann für Frau Häußler privat in ihrer Villa kochen. Da saß sie und ließ sich bedienen. Das Ganze lief unter »Ausbildung«, sie wolle ihr zeigen, wie man bei Tisch

serviert: von rechts kommend, den Fisch mit zwei Gabeln servieren, welche Teller zu was passen, welches Besteck und so weiter. Mal gab es Ente, mal Truthahn, mal Fisch. Immer war es nur das beste Essen, das meine Mutter für diese Frau kochen musste, während sie den Kindern nur billigstes Zusammengekochtes servieren durfte.

Aber das Erniedrigende war, dass sie an Feiertagen vor den Augen meiner Mutter die guten Speisen, sei es Truthahn, sei es Braten, sei es Fisch, alles, was meine Mutter aufwendig gekocht hatte, unten in die Näpfe geschüttet und ihren Hunden gegeben hat. Dabei hat sie dann meiner Mutter schöne Feiertage gewünscht. Davon erzählt meine Mutter noch heute unter Wein- und Lachkrämpfen, und sie sagt dann: »Ich habe mir da heimlich die Innereien aus den Bäuchen der Tiere mitgenommen, das war *unser* Festessen!«

Später ist Frau Häußler immer öfter abends auch mal weggeblieben, erschien gar nicht zum Essen, sondern ist in Garmisch gewesen, denn sie war da ein ganz hohes Tier, eine unheimlich reputierte Frau. Sie war Vorsitzende des oberbayrischen Kurheimverbandes und eine angesehene Frau als Heimleiterin. Sie aß dann auswärts. Aber sie ließ meine Mutter trotzdem immer für sie kochen: für die Hunde. Meine Mutter musste das gute Essen an diesen Abenden den Hunden in ihre Näpfe geben. Die drei Hunde wurden von ihr wie Menschen behandelt.

An einem der ersten Tage war es, da sollte sie sich den Hunden vorstellen, aber das waren Wachhunde, die auf Menschen abgerichtet waren. Meine Mutter sollte den Hunden ihre Hände hinhalten, damit diese sie kennenlernen konnten. Meine Mutter zitterte, sie hatte Angst. Frau Häußler sagte ihr: »Wenn die Hunde sie mögen, dann kommen sie hier in die Villa rein; wenn die Hunde sie nicht mögen, dann kommen sie hier nicht rein.« So war es dann auch: Die Hunde beschnupperten sie, und meine Mutter hatte Glück, die Hunde bissen ihr nicht die Hände ab. Fortan durfte sie dann für sie kochen.

Es war ein böses Haus dort. Es hat mich immer alles gegruselt. Auch viele Kinder schienen böse. Ich hatte vor den Kindern Angst, dass die mir was antun, denn ich lief ja nebenher, gehörte in keine Gruppe, war außen vor. Ich war kleiner als die anderen, war ja erst vier. Die Kinder dort wurden jeden Tag aufgeteilt in Gut und Böse. Es gab die